Was sich wandelt, bleibt

*Wie die evangelische Kirche für Menschen von heute wieder attraktiv sein kann*

VON HEINZ ZAHRNT

Quelle: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 30. Januar 1998, Nr. 5 1998

"Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden. Wir hoffen zu Gott..." So hatte es 1945 im "Stuttgarter Schuldbekenntnis" der Evangelischen Kirche in Deutschland geheißen. Und was haben wir, in der Hoffnung zu Gott, dazu in der Bundesrepublik von den Wohltaten des Staates verfolgt, nach dem Krieg nicht alles neu angefangen! Wir haben uns zunächst um den äußeren und inneren Wiederaufbau der Kirche bemüht, haben neue Gemeinden errichtet und Kirchen gebaut, so viele wie noch in keinem Jahrhundert der Kirchengeschichte, haben Akademien, Zeitungen und Zeitschriften gegründet, die Liturgie erneuert und die Lutherbibel und das Gesangbuch gleich zweimal revidiert.

**»Der neue Anfang der Kirche nach dem Krieg war nur ein Zwischenhoch«**

Vor allem haben wir nach neuen Wegen der Verkündigung gesucht, haben die überlieferte Schultheologie um- und neugedacht und sind den Menschen nachgegangen, dorthin, wo sie den intensivsten Teil ihres Lebens zubrachten: in die Fabriken, Betriebe und Universitäten, an die Autobahnen und auf die Campingplätze.

Bei all dem haben wir den Menschen nicht nur das ewige Heil gepredigt, sondern uns auch redlich um ihr irdisches Wohl gesorgt. Wir haben bis zur Zerreißung der kirchlichen Einheit alle politischen, sozialen, ökonomischen und ökologischen Probleme der Nachkriegszeit beratend und helfend mitbedacht.

Aber der neue Anfang nach dem Krieg war augenscheinlich nur ein Zwischenhoch. Und im Osten Deutschlands hat es, trotz des Einsatzes der evangelischen Christen für die Wiedervereinigung, nicht einmal dies gegeben. Etwas ist ausgeblieben. Sollte ich über unsere religiöse Situation ein Motto stellen, so würde ich das Bibelwort wählen: "Zu der Zeit war des Herrn Wort selten, und es gab kaum noch Offenbarung... Die Lampe Gottes aber war noch nicht erloschen." (1. Samuelis 3,11)

Lange Zeit haben wir gemeint und meinen weithin heute noch, durch Analysen der Situation und Reformen der Strukturen die Gesellschaft verändern und die Kirche erneuern zu können. Das Ergebnis ist ein wachsender Mangel an Solidarität in der Gesellschaft und an Spiritualität in der Kirche. Hier bahnt sich heute eine heilsame Enttäuschung an. Sie führt nicht von den Strukturen weg, aber neu zu den Personen hin.

Enttäuscht vom Fortschrittsglauben der Neuzeit, überdrüssig der technischen Rationalität, frustriert durch die Erlebnis- und Konsumgesellschaft und unbefriedigt vom materialistisch-mechanischen Weltbild, haben zahlreiche Menschen auf ihrer Suche nach Hilfe und Trost zum Leben die "Reise ins Innere" angetreten und dabei die Religion für sich wiederentdeckt. Dieser Weg führte allerdings an den christlichen Kirchen vorbei.

Alle Religion verlangt Unmittelbarkeit und Vergegenwärtigung. Wir aber leiden in der Kirche gleichermaßen unter der Historisierung und Dogmatisierung des Christentums und schleppen uns müde an den überlieferten Wahrheiten. Was auch als Anruf und Frage aus der Gegenwart an uns gelangt, immer durchlaufen wir zuerst unsere Vergangenheit bis zu den Ursprüngen in Orient und Okzident. Und wenn wir dort endlich angekommen sind, stockt uns nicht etwa der Atem, sondern ist uns die Luft ausgegangen, und es fehlt uns an Kraft und Phantasie zur eigenen frischen Aussage.

Ein Fallbeispiel dafür bietet in diesen Tagen die Auseinandersetzung über die sogenannte "Rechtfertigungslehre", die als die "Mitte der Heiligen Schrift" gilt und damit als "der Artikel, mit dem die Kirche steht und fällt".

Sie hat einst im 16. Jahrhundert den theologischen Kern der Kirchenspaltung gebildet. Also konnte man hoffen, daß, wenn eine übereinstimmende Interpretation der Rechtfertigungslehre gelänge, damit das Haupthindernis auf dem Weg zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit überwunden sei. Und so hat eine vom Lutherischen Weltbund und dem Vatikan gebildete Kommission in jahrelanger Arbeit eine "Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre" zu Papier gebracht. Das Ergebnis aber ist umstritten, der Konsens mithin bisher nicht gefunden.

Dieser Vorgang erscheint mir als ein Modellfall unserer theologisch-kirchlichen Schieflage. Ich knüpfe drei Beobachtungen daran:

Die Rechtfertigung des Menschen vor Gott als eine "Lehre" zu bezeichnen, birgt von vornherein die Gefahr gedanklichen Spiels und Streits in sich.

**»Die sogenannten ewigen Wahrheiten bedürfen der Verflüssigung«**

Da sitzen wir Theologen dann, einzeln oder in Schulen zerteilt, im Kreis unter dem Baum der Erkenntnis und zeigen uns gegenseitig die Früchte, die wir gepflückt haben, lieblich anzuschauen und gut zu essen, derweil Adam und Eva im Schweiße ihres Angesichts das Gemüse für den Wochenmarkt ziehen. Oder in einem Bild Søren Kierkegaards: Statt die Wäsche zu waschen, stellen wir Schilder her mit der Aufschrift "Hier wird Wäsche gewaschen" und streiten schwermütig darüber, wie die Schilder beschaffen und beschriftet sein müssen, welche versichern, daß hier Wäsche gewaschen werde.

Der Wert jeglicher Theologie entscheidet sich daran, was sie für die Predigt leistet, womit nicht etwa nur die sonntägliche "Kanzelrede" gemeint ist, sondern der gemeinsame Impuls zur Verkündigung in Theologie, Mission und Diakonie. Ich lese in meinem Alter kein theologisches Buch mehr mit feuchtem Finger, wohl aber gerne Predigten des Tübinger Systematikers Eberhard Jüngel, des Heidelberger Neutestamentlers Gerd Theißen und des praktischen Theologen Manfred Josuttis (Göttingen), dazu die "Religiösen Reden" von Paul Tillich.

Es gibt keine geschichtslose Wahrheit. Auch die sogenannten "ewigen Wahrheiten", die die Theologen angeblich verwalten, bedürfen der "Verflüssigung". Dabei bildet die gegenwärtige Situation nicht bloß das Flußbett, in dem uns die Wahrheit aus der Vergangenheit entgegenströmt; sie ist nicht nur das Berieselungsfeld, sondern selbst auch Quelle, mithin theologisch bedeutsam.

Darum kann man den "ewigen Gehalt" einer überlieferten Wahrheit - die "göttliche Substanz" oder die "reine Lehre" - nicht aus der Materie herausdestillieren, um sie dann wie "coffeinum purum" im Reagenzglas zurückzubehalten. Soll die Wahrheit "schmecken", so muß ich sie auflösen, nicht in der Milch der frommen Denkungsart, sondern im Scheidewasser des geschichtlichen Prozesses. Nur durch die wechselseitige Erschließung im Wechsel der Zeiten geht in der Gegenwart aus den Buchstaben wieder der Geist hervor, der in der Vergangenheit in ihn eingegangen ist.

Die theologische Schieflage der "Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre" verrät sich darin, daß sie einseitig in die Vergangenheit blickt und dabei zugleich im Binnenraum der Kirche verharrt.

Zwischen der Reformation und der Gegenwart aber klafft ein Traditionsabbruch ohnegleichen. Er besteht nicht nur in einem Sprachwechsel: daß uns die juridische oder kultische Sprache fremd geworden ist. Er geht tiefer und reicht weiter: Wir leben in einer anders gewordenen Welt. Die historische Distanz zwischen Luther und Paulus ist, obwohl sie fast anderthalb Jahrtausende beträgt, geringer als die zwischen Luther und uns. Über Paulus und Luther wölbte sich noch der gleiche Himmel. Uns ist dieser Himmel eingestürzt.

Das ausgehende Mittelalter war beherrscht von der Angst vor Sünde, Schuld und ewiger Verdammnis. Angst haben wir heute auch, aber sie ist von anderer Art. Es ist vornehmlich die Angst vor der Leere und Sinnlosigkeit des Daseins. Wir haben erfahren, daß "am Leben sein", mag es auch noch so voll und rund und reich und mächtig sein, noch nicht "wahrhaft leben" heißt. Aus der Erfahrung dieser qualitativen Differenz entspringt die "Lebensangst" des Menschen und damit sein Fragen nach dem zureichenden Grund seines Daseins in der Welt. Den aber kann sich niemand selber legen. Ein Mensch kann sich nicht selbst begründen, wie sollte er dies wohl tun? Er kann sich nur auf einen vorgegebenen Grund stellen.

Hier hat die biblische Rechtfertigungsbotschaft heute "ihren Sitz im Leben". In ihrer traditionellen Gestalt - "Wie werde ich vor Gott gerecht?" - ist sie für die meisten Zeitgenossen fremd geworden. Ihr theologischer Gehalt geht uns jedoch neu auf, wenn wir die beiden Rechtsbegriffe "Gesetz" und "Gnade" ins Welthafte wenden und zunächst als zwei allgemeine Grundweisen und -erfahrungen menschlichen Daseins verstehen.

**»Wir sind in die Geschichte hineingebunden, und niemand kann heraus«**

Das Wort "Gesetz" bezeichnet dann eine Totalbestimmung im Verhältnis des Menschen zur Welt: daß wir hineingebunden sind in die Geschichte, daß wir umschlossen sind vom Kosmos - und niemand kann heraus. Darin steckt Notwendigkeit und Forderung zugleich: "So ist es" - und: "Du sollst!" Wir selbst sind die Täter, aber was sollen wir tun?

Wir streiten uns über die Folgen der Kernenergie; die einen wollen sie nach wie vor beibehalten, die anderen lieber heute als morgen auf sie verzichten. Beider Weg führt ins Ungewisse, wer rechtfertigt uns?

Wir führen neue Technologien ein, und wir müssen es tun, wenn wir überleben wollen, aber hinterher stellen wir fest, daß menschliches Leben dadurch beschädigt wird, wer rechtfertigt uns?

Wir brauchen Macht, wenn wir eine Idee durchsetzen wollen, selbst wenn es die Idee der Gewaltlosigkeit ist. Wir bringen uns an die Macht und üben sie aus, wer rechtfertigt uns?

Dieses Dilemma weist auf jene unauflösliche Verflechtung von Schuld und Schicksal hin, die die Bibel "Sünde" nennt. Auf diesen Begriff kann nach wie vor keine christliche Theologie verzichten, wenn sie zugleich bei ihrer Sache und auf dem Problemstand der Zeit bleiben will: Wir stecken nicht nur in Sachzwängen, wir sind Sünder.

"Gnade" bedeutet verdankte Existenz: daß das Leben auf seinem Grunde nicht Tat, Leistung und Werk, sondern Widerfahrnis und Geschenk, kurzum Gnade ist.

Es ist das Ja Gottes, das von Anbeginn über der Welt und Menschheit steht - seine eigene Vorherbestimmung, daß er gnädig und nicht ungnädig sein will. Der Mensch ist daher kein nachträglich Begnadigter, sondern ein von vornherein Begnadeter. Ob er es weiß oder nicht, ob er es wahrhaben will oder nicht, im Augenblick seiner Geburt tritt er in eine Gottesbeziehung ein. Damit ist im bloßen Lebendigsein des Menschen Gottes Gnade gegenwärtig, noch vor allem Glauben und Tun, unabhängig von Zeit, Ort, Rasse und Volk, jenseits aller Religion und entgegen allem angeblichen Erwähltsein. Daß ein Mensch sagen kann "Ich bin", das ist Gnade.

Das aller Schöpfung vorausgehende und mit ihr einhergehende Ja Gottes hat Jesus aus Nazareth erneuert und ein für allemal festgemacht, indem er alle Menschen ohne Vorbedingung zum Glauben einlädt - allein aus Gnade, weil sie seine Geschöpfe sind. Darum bekennt die Christenheit Jesus aus Nazareth als den "Christus Gottes".

Die Rechtfertigung des Menschen vor Gott besteht demnach in der Erkenntnis des Glaubens, daß die gewöhnlich gestellte Frage: "Was sollen wir tun?" beantwortet werden muß mit der ungewöhnlichen: "Von wo empfangen wir etwas?" Und "was hast du, das du nicht empfangen hast?" fährt Paulus fort (1. Korinther 4,2). Mit der Erkenntnis der Schöpfung als Abglanz der Gnade Gottes beginnt die Erlösung der Welt.

Die Botschaft von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein aus Gnade schlägt bis in die individuellen und sozialen Lebensbeziehungen durch und erzeugt Mitmenschlichkeit unter den Menschen.

In unserer Leistungs- und Wettbewerbsgesellschaft droht ein Mensch jeweils nur so viel zu gelten, wie er leistet, gemäß dem Grundsatz: "Kannst du was, dann bist du was", wobei als Maßstab meist nur die bezahlte Leistung gilt. Damit aber wird der Sinn eines Menschenlebens auf seinen Nutzen und Zweck reduziert. Und das hat Folgen. Denn was geschieht, wenn einer keine Leistungen mehr vorzuweisen hat, wenn er sich nur Verfehlungen "geleistet" hat, wenn seine Kräfte nachlassen, wenn er "weg vom Fenster" ist und vor allem wenn er keine Arbeit hat und die Arbeitslosigkeit weltweit zum Schicksal von Millionen wird? Hat ein solcher Mensch dann keinen Wert und sein Leben keinen Sinn mehr?

Wo der Sinn und der Wert eines Menschenlebens mit der in Schule und Beruf geleisteten Arbeit identifiziert wird, dort muß es unweigerlich zu einer "Sinnkrise" kommen. Da fragt sich der Betroffene nicht mehr philosophisch neugierig und gelassen nach Art der Berufsmetaphysiker: "Wer bin ich?", sondern ängstlich und höchst bedrängt: "Wer bin ich eigentlich? Bin ich überhaupt noch ,wer'?" Denn jeder Mensch möchte "wer" sein. Er sehnt sich nach Unersetzlichkeit und Bestätigung, nach der Gnade des Seindürfens.

Zwar steht der Richterstuhl Gottes für die meisten Menschen heute leer. Dafür aber leben wir vom Morgen bis zum Abend und manchmal sogar noch vom Abend bis zum Morgen vor lauter Richterstühlen, auf denen Menschen sitzen. Wir fühlen uns angewiesen auf das Urteil der anderen und sehnen uns danach, daß es gut sein möchte, und fürchten uns davor, daß es schlecht ausfallen könnte, denn wir können von unseren Nächsten wohl wegsehen, aber wir können von ihnen nicht absehen.

Auf diese Weise geraten wir in ein Leisten-Müssen ohne Ende, zu Hause so gut wie im Beruf, in der Sexualität nicht anders als in der Politik. Wer sich selbst produziert, wird von seinesgleichen auch konsumiert. Und wer seine Seele verloren hat, muß seine Haut zu Markte tragen.

Durch seine Leistungen aber ist noch niemals jemand zur endgültigen Bestätigung seines Ichs, zu einer dauerhaften Stärkung seines Selbstwerts und damit zur "Identität" gelangt. In seinen Leistungen ist jedermann an jedem Ort, zu jeder Zeit ersetzbar. Nur die geliebte Person nicht! Die Liebe befreit vom Fluch des Zwangs zur Selbstverwirklichung und befähigt zur Selbstannahme.

Sich selbst annehmen heißt, ja zu sich zu sagen, obwohl man so ist, wie man ist und wie man selbst vielleicht gar nicht sein möchte. Aber wenn wir so sein dürfen, wie wir sind und wie wir selbst eigentlich gar nicht sein möchten, dann hört unser Leben auf, ein "Krampf" zu sein, und wir fangen an, so zu werden, wie wir sein sollten und selbst - ach so gern - wären.

**»Die Ökumene sollte von der religiösen Erfahrung ausgehen«**

Das Fallbeispiel "Rechtfertigungslehre" zeigt, wie der Weg zur Einheit der christlichen Kirchen führen sollte: von der religiösen Erfahrung zur theologischen Reflexion und damit vom Leben zur Lehre und nicht umgekehrt.

Lange Zeit haben wir gemeint, durch exakte theologische Studien die Einheit der Kirche herstellen zu können. Papier auf Papier haben die ökumenischen Konferenzen und Kommissionen in unserem Jahrhundert gehäuft. Was aber war das Resultat dieser kolossalen Anstrengung? Nicht einmal eine allseitige Anerkennung der Taufe, nicht einmal eine gastweise Zulassung zum Abendmahl und schon gar nicht eine gegenseitige Anerkennung der kirchlichen Ämter wurde erreicht. Am Ende hatte man das Trennende gründlicher festgestellt als das Gemeinsame gefördert.

Aber gerade die Enttäuschung über dieses magere Resultat hat in unseren Tagen eine Wende in Aussicht gestellt: von der Analyse des Trennenden zum Erleben und Erkennen des schon Gemeinsamen. Der neue Schlüsselbegriff heißt "Koinonia", "Einheit als Gemeinschaft der bleibend Verschiedenen". Statt sich bei Divergenzen aufzuhalten, gilt es, die vorhandenen Konvergenzen auszuleben, in der Hoffnung, sie auf diese Weise zu erweitern und zu vertiefen.

Der südafrikanische Erzbischof Desmond Tutu hat dies 1993 vor der Kommission für "Glauben und Kirchenverfassung" in Santiago de Compostela in den Appell gefaßt: "Riskiert, euch so zu verhalten, als wäret ihr vereint, und laßt die Theologen dann die nötigen Aufräumungsarbeiten machen."

Die Lehre trennt, aber das Leben vereint. Und nur was sich wandelt, bleibt.

Der gebürtige Kieler Heinz Zahrnt war von 1950 bis 1975 theologischer Chefredakteur des Blattes. Bekannt wurde er auch als Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags

©DS - Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 30. Januar 1998, Nr. 5 1998